

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 254

Posen, den 5. November 1929

3. Jahrg.



(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das machte ihn nüchtern denken. War doch eigentlich schade um all das gute Zeug. Er stutzte — lachte hell auf — nahm die Tischplatte als Stützpunkt und hüpfte mit einem Sage darüber hinweg: Herrgott! Man war doch noch so jung! Erst achtundzwanzig Jahre. — Und hatte dreitausend Mark in der Tasche. Dreitausend Mark! Und die Nana — er lachte wieder vor sich hin — das war natürlich nur eine Flucht vor ihm! Besser gesagt: eine Flucht vor ihr selbst.

Allzuweit würde sie nicht sein. Warte nur, du kleiner Ruffenvogel! Dich fang ich wieder.

Er stemmte die Hände in die Hüften und sah in die Runde. Wie hatte doch Nana damals gesagt? —: „Wenn wir das große Los gewinnen, laufen wir uns eine Stehlampe hierher und eine Raminverkleidung für den kleinen häßlichen Eisenofen und zwei Beinstühle für uns beide! Ist das nicht fürstlich!“

Er mußte seinen Füßen Bewegung geben, fing an zu tanzen und auf Knie und Schenkel zu schlagen: Nana! — Nana! — Die Idee ist nicht dumm.

„Ziehst du aus?“ fragte Nikolaus Dimitri am anderen Morgen, als Rahels gesamtes Mobilar auf dem Speicherflur stand.

„Nee, mein Lieber! Ich veranstalte bloß mal ein großes Reinemachen. Kannst mithelfen, wenn du willst!“

Dimitri half. Es war eine Geduldsprobe ohnegleichen, bis der Tapezierer kam und nach Rahels Anordnung die Wände bespannte. Ein Möbelhaus schickte Teppiche, eine Raminverkleidung, Vorhänge, zwei Klubstühle, eine Stehlampe und tausenderlei anderes, was der Maler für unbedingt nötig fand.

Acht Tage später war das Ganze fertig.

„Einfach fabelhaft,“ urteilte Rahel und stand als schüchtern Fremder inmitten seiner vier Wände. Nun fehlten nur noch Blumen. Er dachte an seinen Schrecken, als er seinerzeit für die Luney die Rosen kaufte und der Preis beinahe seine ganze Barschaft verschlang. Jetzt würde er ein ganzes Tagwerk erstehen können.

Dimitri lächelte, als ein Dienstmann mit einem Arm voll Rosen, Margueriten, Goldlack, Nelken, Astern und Heliotrop die Stiege heraufsteuerte.

Wie der Herrgott am ersten Schöpfungstage stand Rahel in seinem Paradies und fand, daß es gut sei.

Dimitri hatte ein Schelmglächeln um den Mund. „Nun fehlt nichts mehr —“

„Als die Eva,“ ergänzte Rahel. „Und die hol ich mir jetzt.“ Er band seine Kravatte fest, machte eine tiefe Verneigung nach Dimitri und drückte die Türe kräftig hinter sich ins Schloß. — — —

Nana Kostoschny hatte ihre frühere Mansardenstube wieder bezogen und hörte einen raschen Schritt heraufkommen. „Vielleicht ein Käufer!“ — Sie lehnte einige ihrer Bilder noch vorteilhafter, daß sie im Blicke standen, welches durch das einzige Fenster fiel.

Ein Knöchel fuhr gegen die Türe.

„Bittel!“

„Wohnt hier ein Fräulein Nana Kostoschny?“ Die Stimme, welche durch den Spalt kam, kicherte vor Lachen. „Hanno!“

„Erlauben Sie, Fräulein Kostoschny: Kollege Kunstmaler Rahel!“

„Hanno!“

Er hielt sie in feierlicher Geste von sich ab. „Erst der Lebenslauf: Mal eine Lungenentzündung gehabt! — Ren Schuß zwischen die Rippen! — Wenn Sie nicht wollen, Gnädigste, daß er diesmal ins Herz geht, dann nehmen Sie meine Werbung an und teilen Sie Ruhm und Namen mit mir.“

Er wehrte nicht mehr, als sie ihm weinend und lachend zugleich um den Hals fiel. „Mach rasch, Kind, den Krepel hier lassen wir uns nachschicken! Dimitri wartet.“

„Jetzt kann ich doch eigentlich nicht mehr zu dir kommen,“ sagte sie und versteckte das Gesicht an seiner Schulter.

Er verbiß ein Lachen. „Du hast Recht, Kind! — Früher — nicht wahr — da war's war anderes.“

„Sei doch still!“ Sie drückte ihm die Hand auf den Mund.

Eine halbe Stunde später trat sie mit ihm in ihr zukünftiges Heim. Mehr als jede Freudenbezeugung, die sie möglicherweise geäußert haben könnte, rührte Dimitri und Rahel das stille Weinen, mit welchem sie Umschau hielt. „Es ist wie im Himmel“ stieß sie heraus.

„Das hoffe ich auch!“ Rahel lachte schon wieder. „Hier habe ich meine Staffelei stehen! — Hier du! — Nahe genug, um sich mal schnell zu küssen, wenn man eine Inspiration braucht, oder einander die Pinsel an den Kopf zu werfen, wenn man sich gegenseitig geärgert hat.“

Es wurde Mitternacht, als Dimitri mit Nana aus dem Atelier trat. Sie wollte bis zu Ihrer Verheiratung unten in Rahels Zimmer schlafen.

Die Türe klappte hinter Nikolaus ein. Mit auffallender Hast stieß er den Riegel vor, taumelte gegen die Wand und preßte die Hände vor das Gesicht. Aus breitem, schwerem Rahmen, welcher in der rötlichen Helle der Birne aufflammte, sah Marion Luney's rätselhaftes Antlitz lächelnd auf ihn hernieder.

\* \* \*

Nun war es beschlossene Tatsache, daß man am ersten November nach Rußland abreiste, Regisseur Karsten hatte für einen seiner Angestellten einen Paß besorgt, der sich ohne besondere Schwierigkeit auf Dimitri übertragen ließ. Die beiden sahen sich sehr ähnlich, sowohl was Größe, Haare, Augen und Körperfigur anbetraf. Alles stimmte.

Dimitri nickte nur, als ihm Karsten davon Mitteilung machte. Fünf Jahre hatte er sein Flüchtlingslos ertragen. Nun ergriff ihn mit einem Male das Heimweh, ergriff ihn derart, daß er der Stunde der Abreise entgegenfieberte und kaum mehr an das eine dachte, daß Rußland ihm möglicherweise den Tod brachte.

Rahels Warnung, Nanas Bitten, alles war vergeblich. „Ich sehne mich zu Tode,“ erwiderte er und begann seine wenigen Habseligkeiten zu packen. Am Abend vor der Abfahrt brachte er Nana ein großes, in einen Karton verpacktes Paket ins Atelier und bat, es für ihn aufzubewahren, bis er wieder zurückkäme.

„Koko!“ Sie strich weinend über seine Finger. „Grüße die Heimat von mir!“

„Ich werde nicht vergessen, Nana!“

„Vielleicht kannst du etwas erfahren“ — sie schluckte an den Worten.

„Ich werde mein möglichstes tun, dir Bescheid zu geben.“

„Sehe nie deinen Namen unter die Briefe, wenn du schreibst! — Vergiß das nicht, Koko!“

„Ich verspreche dir, sehr vorsichtig zu sein.“

Einen Augenblick zögerte sie. Dann preßte sie ihr Gesicht gegen seine Brust. „Soll ich Rahel etwas über meine Herkunft sagen oder —“



„Laß es,“ mahnte er. „Du bist einfach Nana Koskoschny wie bisher. Glaub mir, es ist besser so. — Was hülfte es auch, wenn Du ihm gestehst: Ich bin die Großfürstin Adolfovna Petrovitsch? Er würde sich nur beengt fühlen.“

Sie lächelte schon wieder. „Ich danke dir, Duschinka!“

Am Abend traf sich die Reisegesellschaft an der Bahn: Dr. Karsten, ein Hilfsregisseur, der Operateur, Marion Tuney und deren Zofe. Als letzter stieg Nikolaus Dimitri in das Abteil zweiter Klasse. Er hatte nach der Begrüßung seinen Fensterplatz eingenommen und starrte nun auf die Menge, die draußen vorüberwogte.

Frau Marion stand noch auf dem Gangsteig, sich von Bruder und Tochter küssen zu lassen. Hella war über die Massen aufgeregt, viel mehr als die Stiefmutter, die doch nach dem Lande des Bolschewismus fuhr.

„Ich lege alles in deine kleinen Hände, mein liebes Kind!“ Marion befand sich in einer sehr weichen Stimmung. „Das ganze Haus und vor allem natürlich Udo selbst.“

Das Mädchen nickte. Es war ihm nicht möglich, etwas zu erwidern.

„Wenn du irgendeiner Hilfe bedarfst oder eines Rates, dann wende dich an Tante Christine. Sie hat mir versprochen, zuweilen nach euch zu sehen und zu sorgen, daß es euch an nichts mangelt.“

Es kam wieder nichts als ein Nicken, das als Erwiderung gelten mußte.

„Spätestens im Februar sind wir wieder zurück.“

Hella begriff nicht, daß sie auf einmal allein standen und hielt sich an Dr. Udos Arm fest. Er drückte den Hut etwas tiefer in die Stirne und ging mit ihr dem Ausgange zu. „Wir wollen ein Stück gehen, Kind! Jetzt gleich nach Hause fahren und anfangen zu arbeiten, ist mir unmöglich.“

Arm in Arm schritten sie im Zickzack durch die Straßen. Sie störten sich beide nicht mit unnützen Worten, aber jedes vernahm den Pulschlag des andern und ehrte dessen Schweigen.

Erst als sie zu Hause tiefste Stille und größte Lautlosigkeit empfing, sagte Udo mit einem wehmütigen Lächeln: „Ich wäre so glücklich, wenn ich nun aus einem der Zimmer Marions Stimme hören dürfte. Selbst wenn sie zanken würde.“

Hella drückte seine Hände. Sie verstand ihn. Aber es gibt Wünsche, die unerfüllbar sind.

\* \* \*

Regisseur Karsten saß etwas vorne übergeneigt und sah fragend zu Nikolaus Dimitri auf, der weit zurückgelehnt saß. „Haben Sie bange vor der Grenze?“

„Nein.“

„Glauben Sie, daß Rußland Ihnen gefährlich wird?“

„Möglich!“

Dimitri beugte den Kopf noch etwas tiefer in den verschossenen Samt und ließ den Blick durch das Fenster gleiten, an welchem die eintönige Gegend vorüberrollte. Marion warf einen raschen Blick über ihn hin. Er sah zum Erbarmen aus: Die Wangen hohl und von weißlichem Gelb. Zuweilen hüftelte er.

Aber sie ließ das Gefühl des Mitleids, das sich in ihr regen wollte, nicht aufkommen. Er war ein Dickkopf. Nicht ein einziges Mal noch hatte er das Wort an sie gerichtet. Vielleicht wurde er gesprächiger, wenn man erst russischen Boden unter den Füßen hatte.

Nach vier Stunden lief die Maschine auf dem großen Grenzbahnhof ein. Die Türe wurde aufgerissen, eilige Luft strömte in das Abteil. Marion sah verärgert auf den Schwarm von Menschen, der sich am Perron vorüberschob. Karsten lief, nach einem Gepäckträger zu sehen, Dimitri schloß sich ihm an. Seine Dolmetscherdienste kamen dem Regisseur beim Prüfen des Gepäcks und der Pässe sehr zu statten.

„Sie werden sich verraten,“ flüsterte Karsten ihm warnend zu, als er mit dem Beamten wegen eines Koffers zu unterhandeln begann, was beinahe in Streit ausgeartet wäre.

Im Wartesaal traf man sich wieder mit Marion Tuney und den übrigen und trank eine Tasse heißen Tee. Aus der Stunde, die für den Aufenthalt vorgesehen war, wurden drei. — Die Reisenden begannen ungeduldig zu werden. Marion stampfte mit dem Fuße auf und schimpfte über diese Bolschewitzkstände, was ihr einen warnenden Blick Karstens eintrug.

„Wir sind in Rußland, Gnädigste!“

„Das merkt man! Alles riecht hier nach Schlandrian.“

Endlich fuhren die Wagen vor. Daß sie mollig warm geheizt waren, versöhnte die schöne Frau mit der überlangen Zeit des Wartens. Soar die Fenster waren ganz. Sie

gatte immer gehört und gesehen, man müsse in zivilem mit glaslosen Böckern sitzen. Es war beinahe wie in Deutschland. Nur etwas weniger appetitlich. Aber das ließ sich ertragen.

Dimitri stand mit dem Regisseur noch auf dem Bahnsteig. Da hüpfte sie neugierig auch noch einmal auf den schwarzen Kies und spähte in eines der Abteile dritter Klasse. Dort war eine bunte Gesellschaft zusammengedrängt, was der Ruhe und Ordnung nicht gerade förderlich war. Einige lagen auf den festen Gepäckträgern über den Bänken, Männer schaukelten Kinder auf den Armen. Juden kramten allerlei Kurzwaren aus, ein schmutziges Weib in wenig appetitlicher Kleidung hielt ihr bittend die Hände entgegen.

Sie flüchtete ekelersfüllt in ihren Wagen zurück, sah, wie Dimitri die Börse zog und ein Geldstück in die Hände der Zudringlichen gleiten ließ. Die Frau dankte überschwenglich. Dimitri schien jedes Wort zu erfassen, lächelte und nickte dem Weibe noch einmal zu, ehe er in das Abteil sprang.

Eine Minute später setzten sich die Wagenreihen in Bewegung. Marion sah schief zu Nikolaus hinüber, dessen Hände wie zum Gebete ineinander gefaltet lagen. Er wandte kein Auge von der Landschaft, die an den Fenstern vorüberglitt und für die Diva absolut nichts Verlockendes aufwies: Kleine, weitentlegene Dörfer mit zerstreuten Gehöften, Stangenzäume und Brettergitter, Strohdächer und Obstgärten. Die Eingänge sahen alle nach Süden, von einer blattlosen Laube überdacht. Ab und zu zeigte sich eine Kirche. Fichten-, Norn-, Kiefer- und Birkenhänge waren dazwischen gestreut. Der Njemen, der Rhein Litauens glänzte auf, von heiligen Bergen und zerbrochenen Burgen umrahmt.

In Rowno war kurzer Aufenthalt und hantbewegtes Leben auf dem Bahnhofe: Feilschende Juden, Bauern in Pelzmützen und deren Frauen mit grellgetupften Kopftüchern drangen in die Abteile. Sie kamen vom Markte und führten den Rest der nichtverkauften Waren mit sich: Harten Quark in Säcken, Hühner mit zusammengebundenen Beinen, deren Köpfe nach abwärts hingen, Butter, Eier und Honigmelch.

Und wieder leuchtete die Lokomotive dahin durch Wälder, Moore, Sümpfe, unwirtliche Strecken mit vereinzeltten Siedlungen, dem heutigen Petrograd entgegen.

Dimitris Gesicht war das eines Sehers. Die Augen geweitet, die Lippen zu einer schmalen, verblähten Linie verengt, saugte sich sein bleiches Gesicht am Gelände fest. Das war die Heimat! — Ein fortwährendes Zittern ließ über seinen Leib. Er überhörte es, wenn Karsten etwas fragte und sah über Marion Tuney hinweg, als wäre sie vollkommen Luft für ihn.

Keiner störte ihn mehr. Jeder begriff, was in ihm vorgehen mußte: Der heimatlose Flüchtling setzte nach fünf Jahren der Verbannung zum ersten Male den Fuß wieder auf russischen Boden.

Die Filmgesellschaft wurde in Petrograd von einem Sowjetvertreter aufs lebenswürdigste empfangen. Drei Autos standen bereit, sie nach dem Hotel zu bringen.

Karsten stellte seine Begleiter vor. Mit einem raschen Blick tauchten die Augen des Kommissars in die Marion Tuney. Was diese Deutschen für Frauen hatten! — Rußland hatte dreiviertel seiner Weibesblüte bestialisch hingemordet. Was noch übrig war, bestand wiederum zu dreiviertel aus Dirnentum. Daß die Regierung selbst daran schuld war, änderte nichts an der Tatsache.

Und ein Weib brauchte der Russe so gut wie jeder andere! Es ging nicht ohne solches.

Der Kommissar sah Marions etwas abwesenden Blick und wandte sich Dimitri zu, dessen Gesicht begann noch farbloser zu werden, als es schon war. Als er jetzt dem Sowjetvertreter die Hand reichte, versagte ihm die Sprache. Karsten sprang sofort ein. „Herr Bogner ist der Partner von Frau Tuney in unserem großen Film. Ich hatte schon Sorge, daß er uns einen Strich durch die Rechnung macht. Er ist gerade in der letzten Zeit sehr unpäßig gewesen. Glauben Sie, daß ihm das Klima hier zuträglich sein wird?“

Im Gesichte des Kommissars zuckte keine Muskel. Die graublauen Augen sprachen in unbekümmerter Gleichgültigkeit, als er zu Dimitri hinüberjah: „Ich hoffe, daß Sie sich sehr gut erholen in der —“ er hielt inne, als müßte er sich beinahe und ergänzte hastig: „In einigen Tagen werden Sie sich sehr gut akklimatisiert haben, Herr — Bogner!“

Lässig drehte er ihm den Rücken zu und ging an Frau Marions Seite nach dem Wagen, der bereits angefuhrte stand.

Marion sah flüchtig zurück und gewahrte, wie Dimitri mit den anderen in das zweite Auto stieg. Sie verspürte plötzlich eine Furcht, welche ihr die Zähne aufeinanderklappern ließ. Der Kommissar verbara ein Lächeln. (Fortsetzung folgt).



# Luther und das deutsche Kirchenlied.

Weihnachtstag 1490. . . . . Biedere Bürger, ehrsame Handwerker, derbe thüringische Bauern, ernste Bergleute füllen das Kirchlein zu Mansfeld. Im vornehmen Gestühl sitzt das gräfliche Haus. . . . . Die Gemeinde vernimmt die uralte und dennoch jeden immer wieder von neuem ergreifende Geschichte der ersten Weihnacht. . . . . Der Geistliche schließt die Predigt mit „Amen“ . . . . . Andächtige Stille: die Menge kann sich nicht gleich aus dem inneren Versunkensein lösen. . . . . Dann ein Aufstöhnen. . . . . Ein Atemholen. . . . . Während ertönt die Orgel. Ungleichmäßig — des gemeinsamen Singens nicht gewohnt — setzt die Gemeinde ein: „Ein Kindelein so süßlich, ist uns geboren heute“ . . . . . Ein deutsches Kirchenlied! . . . . . Und die Gemeinde singt es! . . . . . Schwerfällig drängt der Gesang durch den Raum. Verhaltenshaft liegt auf ihm. Das deutsche Lied fühlt sich in den Wänden, in denen das Lateinische die Oberhoheit führt, noch nicht heimisch. Die Seelen der Singenden aber scheinen sich bei dem Gesange zu weiten, als fielen von ihnen Gebundenheiten. . . . . Der Klang des Liedes, sowie der seltene tätige Anteil am Gottesdienste schwingen in den Heimgehenden nach. Die Gesichter verstrahlen es. . . . .

Ein siebenjähriges Knäblein in grobem Wams fragt auf dem Heimwege seinen Vater, einen ernst und streng aussehenden Bergmann: „Vater, warum singen die Leute den Gesang net alleweil in der Kirch?“ Hans Luther weiß keine bessere Antwort: „Weils halt net alleweil Weihnacht ist, Buble“ . . . . . Zu Haus drängt der kleine Martin die schaffende Mutter: „Mutter, sing den Gesang vom süßlichen Kindelein!“ . . . . .

Ein Ostertag. „Christ ist erstanden!“ singt in deutscher Zunge die Gemeinde. . . . . Pfingsten. „Nu bitten wir den heiligen Geist“ klingt es inbrünstig in deutschen Lauten aus dem Munde der Andächtigen. . . . .

Von diesen schlichten deutschen Liedern, die Luther in seiner Kindheit hörte, und die er als Kurrendeschüler mit seinen Kameraden vor den Türen wohlhabender und mildtätiger Bürger unter lateinischen Weisen ebenfalls sang, sagt er später einmal: „Es waren keine Gefänge; aber es sind keine Prediger und Lehrer gewesen, die sie der Jugend gelehrt hätten. Weder in Schulen, noch in Kirchen wurde ihrer je mit einem Worte gedacht“ . . . . .

Kindheitseindrücke sind oft bestimmend für die ganze seelische Entwicklung eines Menschen. . . . .

Woher hatte das deutsche Volk vor Luther diese deutschen Kirchenlieder?

Schon seit alter Zeit waren im deutschen Volke geistliche Lieder bekannt. Statt des heidnischen Barbitus, mit dem die germanischen Krieger in die Schlacht zogen, sang das christliche Heer: „Kyrie eleison“, wenn es gegen die heidnischen Stammesverwandten einrückte. Es hatte dieses griechische „Herr, erbarme dich!“ aus der fremdsprachigen Liturgie der Kirche gelernt. Zu diesem „Kyrie eleison“ dichtete das deutsche Volk kleine deutsche Strophen und Liedchen. Alle schlossen mit „Kyrie eleison“. Nach ihrer Entstehung und ihrem Schluß wurden diese Lieder „Leisen“ genannt. Es gab Weihnachts-, Oster- und Pfingst-, „Leisen“. Der Himmelfahrtstag hatte seine Leisen. Kreuzfahrer, Pilger und Schiffer sangen ihre Leise: „In Gottes Namen fahren wir“ . . . . .

Der kleine Martin Luther hörte diese Leisen. . . . .

Nach katholischer Sitte und Sägung wurden in der alten christlichen Kirche sämtliche Gesänge, wie auch alle Gebete und Schriftlesungen der Messe lateinisch vorgetragen. Die Vollziehung der gottesdienstlichen Ordnung lag in den Händen des Geistlichen. Der Gemeinde war kein tätiger Anteil am Gottesdienste eingeräumt. . . . .

Der menschliche Geist mit seinem angeborenen Betätigungs- triebe und mit seinem Geltungsverlangen duldet aber auf die Dauer keine Beengung. Er drängt nach Entfaltung. Er überwindet die hindernden Schranken. Nicht in untätiger Zurücksetzung will er verharren, sondern er will als mittätiger Teil des Ganzen zur Geltung kommen. . . . .

So gibt uns schon das 9. Jahrhundert Kunde, daß sie und da hin und wieder die „Laien“ sich mit ihrem „Kyrie eleison“ am Gesange in der Kirche beteiligen durften. Das war zwar erst eine bescheidene Eroberung der Gemeinde am Mittun in der Kirche. Ihr Verlangen nach größerer Mitbeteiligung beim Gottesdienste trieb sie, ihr „Kyrie eleison“ mehrere Male hintereinander zu wiederholen. . . . .

Das 12. Jahrhundert berichtet, daß sie und da hin und wieder an hohen Festtagen das Volk am Schlusse der Predigt zum Anheben eines deutschen Liedes aufgefordert wurde. Gerade die deutschen „Leisen“ und Lieder waren dem frommen Volke lieb und wert geworden. Der römische Klerus achtete sie freilich nicht sonderlich. Feine Menschen- und Seelenkennner unter der Geistlichkeit aber fingen an, auf das deutsche Lied aufzu- merken. Sie erkannten die tiefe Wirkung des Kirchenliedes in der Muttersprache und riefen es ins Gotteshaus. . . . .

Doch diese bescheidenen deutschen Klänge, die hier und da

laut wurden, wurden von der alles beherrschenden lateinischen Kirchensprache überwuchert. . . . .

Es kam aber die Zeit, in der die lateinische Weltanschauung eine Umwandlung erfuhr. . . . .

Da hatten im 14. Jahrhundert in Italien Dichter es gewagt, in ihrer Muttersprache zu dichten. Sie hatten das Latein, dessen sich Gelehrte und Dichter bisher bedienten, einfach zurück- gesetzt! Ihre Muttersprache schien ihnen reich genug an Aus- druck, um in ihr zu sagen, was ihre Seelen bewegte. Ihrem Ohr waren die Laute der Muttersprache wohlklingender als die lateinischen. . . . . Verächtlich schauten die Gelehrten. . . . .

Der Geist der Zeit fuhr aber unbekümmert mit frischem Lustzug daher. Er fuhr durch die Arbeitsräume der Gelehrten und durch die Säle der Hochschulen, daß die alten, diden Latein- hände auf ihren Bücherregalen ins Wanken kamen. Er umfegte die Kirche. . . . . Kräftig regte sich der menschliche Geist. Er löste sich aus starren, engen Formeln und Dogmen, die ihm Jahr- hunderte lang kein freies Denken, kein freies Forschen, kein freies Leben erlaubt hatten. . . . . Die nie rastende Sehnsucht der mensch- lichen Seele trieb den menschlichen Geist auf neue Wege. . . . . Und auf diesen fand er ein Kleinod, das er zwar schon immer be- sessen, aber nicht gewertet hatte: die Muttersprache. . . . .

Im deutschen Volke erstand gar mächtig das Verlangen nach der Muttersprache. Es sehnte sich nach einem Gottesdienste in deutscher Sprache. Es sehnte sich nach deutschen Gesängen in der Kirche. Es sehnte sich, beim Gottesdienste selber mittun zu dürfen. . . . .

Luther fühlt das Verlangen des Volkes. . . . .

Seine Seele hat die eindrucksvollen Klänge der Kindheit treu aufbewahrt. . . . . Sein Geist erkennt die tiefe Bedeutung der Muttersprache für die geistige und seelische Entwicklung eines Volkes. . . . . Mit Ernst geht er daran, dem Bedürfnis des Volkes abzuhelfen, und in die evangelische Kirche zieht ordnungsmäßig die deutsche Predigt. Die alte lateinische Liturgie muß sich eine Vereinfachung und Verdeutschung gefallen lassen, damit das Volk sie versteht und mitsingen kann. Die alten deutschen „Leisen“ und Lieder hatten ebenfalls rechtmäßigen Einzug ins Gottes- haus. Ihrer sind aber zu wenige. Sie sind auch oft zu dürftig. Doch woher deutsche Kirchenlieder nehmen? . . . . . Luther sieht sich nach Dichtern und Musikern um, „die deutsche Lieder schaffen möchten, die des kirchlichen Gebrauchs würdig wären“. Er bittet seine Freunde um deutsche Kirchenlieder. Er schlägt ihnen Psal- men und Bibelstellen zur Umarbeitung in einen deutschen Kirchengesang vor. . . . . Da neigt sich sein Freund Justus Jonas über den 124. Psalm. Es entsteht das Lied: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält, wenn unsre Feinde toben“. . . . . Ebenso arbei- ten andere Freunde an anderen Psalmen. Sie übersetzen auch alte lateinische Gesänge ins Deutsche. . . . . Luther aber kennt keine gelehrten Mitarbeiter. Er weiß, daß die Herren Lateiner besser mit dem fremden Latein als mit ihrer Muttersprache umzugehen verstehen. Darum kommt er immer wieder zu ihnen und er- mahnt: „ja alle gelehrten neumodischen und höfischen Ausdrücke zu vermeiden und sich so einfach und volkstümlich wie nur irgend möglich auszudrücken, damit die Gemeinde ja recht verstände, was sie sänge, und jeder Deutsche auch im Gesange das lebendige Gotteswort mit Herz, Hand, Augen, Ohr, Mund und Seele empfangen“. . . . . Ein andermal, als die gelehrten Herren Lateiner um eine einfache deutsche Ausdrucksweise in Not sind, rät er: „Seht dem gemeinen Manne auf dem Markte aufs Maul; fragt die Mutter im Hause; hört dem Geschwätz der Kinder auf der Gasse zu und lernet von ihnen die deutsche Sprache!“ . . . . . Oft wurde länger als 14 Tage nach einem passenden Ausdruck ge- sucht. . . . .

Luther selber blieb auch nicht müßig. „Nun freut euch, lieben Christen gmein“, bringt er seiner Gemeinde. . . . .

Der Druck trägt zur schnellen Verbreitung der Lieder bei. Als einzelne Blätter fliegen sie durch die Lande. Händler ver- kaufen sie auf den Märkten. Unter dem einfachen Titel eines „Geistlichen Gesangbüchleins“ erscheint im Jahre 1524 die erste Sammlung dieser Lieder: das erste evangelische Ge- sangbuch. Es enthält acht Lieder, vier davon sind von Luther. . . . .

Die Not um ein deutsches Kirchenlied weckt in Luther dich- terische Kräfte. Er wird mit einem Male ein gewaltiger Volks- dichter. 36 Kirchenlieder geben davon Zeugnis. Seine Lieder sind aber niemals gewaltig erzwungene Dichtungen, sondern sie quillen aus seinem persönlichen tiefen Leben und Erleben. . . . . Innere und äußere Bedrängnis ziehen ihn zu dem 130. Psalm: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ drängt sich mit der ganzen Ge- walt seiner Erlösersehnsucht und seiner Erlöserzuversicht in seine Feder. . . . . Eine Bibelstelle bestimmt hin zu singen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“. . . . . Hader und Kirchenspaltung führen ihn zu einem alten, lateinischen Gesange. Aus tiefer Ueberzeugung bekennt er in seiner Muttersprache: „Wir glauben all an einen Gott!“ . . . . . Kindheits Erinnerung läßt ihn eine deutsche Weihnachtsleise zum deutschen Weihnachtsliede erwei- tern: „Gelobet seist du, Jesu Christ“. . . . . Seine tiefe religiöse Empfindung drängt ihn zu freien Dichtungen, und so entsteht



einmal ein richtiges Kinderlied: „Vom Himmel kam der Engel Schar“ . . . Hat er beim Dichten an die deutschen Kinder gedacht? . . . Soll das Lied vielleicht ein Geschenk für sie sein? . . . Er schenkt ja so gerne! Sein Inneres ist ja in Fürsorge um die deutsche Jugend entbrannt! . . .

Die Krone seiner Lieder aber wird: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Luther nennt das Lied selber „den 46. Psalm“. Es wird zum Kampf- und Heldengesang der Reformation. Der unerschütterliche Gottesstreiter ruft einer Welt voll Feinden und dem Teufel selbst glaubensstark und fröhlich entgegen: „Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben“ . . . Froher, kräftiger Geist tut wohl! . . .

Was aus dem Innern kommt, vermag die Herzen mitzureißen! . . . Darum liegt in Luthers Liedern die gewaltige Kraft, die die Menschen packt; denn es ist, als singen und sagen sie eigene Not, eigene Erkenntnis, eigenen inneren Ausruhr.

Die dichterische Form muß oft schwerfällig hinter der Gewalt des Liedinhalts zurückstehen. Aber gerade durch dieses kräftige Zerbrechen der Form wirkt der Gesang doppelt stark und erhöht die Schlichtheit und Natürlichkeit der Sprache. Keine hohe Schule, keine hohen Ehren, kein Verkehr mit Fürsten haben dem Sohn aus niederem Volke den Sinn für Schlichtheit und Natürlichkeit nehmen können. Schlicht und einfach wie sein Wesen ist auch seine Sprache. Aber welche Abtönung enthält sie! Erklingt sie hier scharf und männlich, so ertönt sie doch dort zart, innig und kindlich einfältig, wie ihn die religiöse Empfindung gerade zu sprechen zwingt. Immer aber ist seine Sprache lebendig, volkstümlich, und seine Kirchenlieder sind rechte Volkslieder; denn auch das Volkslied mit seiner Schlichtheit, Innigkeit und Gefühlstiefe bevorzugt die ungekünstelte Form.

Woher kamen nun aber die Melodien zu den neu gedichteten Liedern?

Luther war ein Freund der „edlen Frau Musica“. Er nannte sie „die gottgefälligste Kunst, mit der der Mensch sein elendes Leben hienieden zieren könne“. — Schon vom Knabenalter an hatte er sich in der Musik geübt. Er sang, spielte Laute; er verstand sich aufs Komponieren. In schweren Seelennöten vermochte nächst Gottes Wort besonders die Musik sein Herz und Gemüt aufzurichten. Sie wirkte auf ihn anregend: sie wedte in ihm die Lust zum Predigen! Sie wurde ihm zum Ausdruck religiöser Erhebung. . . . „Musik ist das beste irdische Mittel, Seele und Gemüt frisch zu halten,“ sagte er einmal. — In seinem Hause mußten ihm abends seine Tischgenossen und seine Söhne etwas vorsingen. Er holte Notenbücher herbei; er sang mit; er verbesserte. Ja, er komponierte selber! . . . Als Kirchen- und Schulinspektor entsetzte er sich über den barbarischen, ungeschulten Gesang in Kirchen und Schulen. In einem Schreiben legt er darauf den Kirchen und Schulen eine gewissenhafte Pflege des Gesanges und der Musik eindringlich ans Herz. . . .

Als nun die Kirchenlieder in deutscher Sprache entstanden, war es zuerst nur ganz natürlich, daß man die neuen Lieder den alten Melodien anpaßte. Das geschah besonders bei den Gesängen, die aus dem Lateinischen übersetzt wurden. Weil aber das neue Lied oft in einem ganz anderen Rhythmus ging als die alte lateinische Weise, mußte die alte Melodie erst eine Umformung erfahren. Solch Zurechtstutzen der alten Weisen für den Rhythmus des neuen Textes übernahm Luthers Kantor, der kurfürstliche Kapellmeister Johannes Walther. Auch neue Melodien schuf Walther. Auf Luthers Anregung verfaß Walther das erste Wittenbergische Gesangbüchlein mit vier- bis fünfstimmig gesetzten Singweisen, damit „die Jugend, die doch soll und muß in der Musica erzogen werden, auch gleich die Melodien hätte“ . . . Das erste Gesangbüchlein wurde somit zum ersten Chorgesangbuch. —

Die Verehrung für Luther hat viele Melodien jener Zeit mit seinem Namen geschmückt. Ernste Forschung mußte manche dieser Annahmen aber korrigieren. Zwar ließ Luthers musikalische Begabung gerade auch ihn manche herrliche Singweise finden: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Viele dieser Gaben jener Zeit sind aber Geschenke seiner musikalischen Freunde. So legte ihm Johannes Walther im Jahre 1530 eine reiche Sammlung geistlicher Lieder auf den Tisch, ein Geschenk, das Luther mit großer Freude entgegennahm.

Daß auch gerade die Melodien dazu beitrugen, die neuen Lieder zu rechten Volksliedern zu machen, erwies ihre schnelle Verbreitung: man sang die Lieder nicht nur in der Kirche, man sang sie zu Haus, in der Schule und wo man Lust dazu hatte. Wer das gedruckte Wort auf den Einzelblättern und in den Gesangbüchern nicht lesen konnte, dem übertrug der Mund des anderen Text und Weise. So bürgerten sich die schönsten der neuen Lieder mit frischer Triebkraft im Volke ein und festen schnell festen Fuß. Als Luthers hoher Freund und Beschützer, Kurfürst Friedrich der Weise, starb, wurde er nicht nur unter lateinischen Gesängen zu Grabe getragen, sondern die neuen deutschen Lieder kamen hier ebenfalls zu Ehren.

Auf Flut folgt Ebbe. — Alle große Bewegung im menschlichen Leben erschöpft sich einmal. Der menschliche Geist gebraucht Entspannung, um danach rastlos strebend wieder einen neuen Flug zu beinhalten. . . .

Die Sangeslust, die die neuen Lieder geweckt hatte, flaute nach ein paar Jahren ab. Da mahnte Luther eines Sonntags in einer Predigt: „Jeder Hausvater muß die Seinen in den deutschen Liedern unterweisen; denn sie sind die Bibel der Einfältigen und Gelehrten. Wie werden die Frommen durch diese Lieder entflammt! Sorget also fleißig, daß Ihr sie lernet und singet!“ —

Mit Ernst und Eifer arbeitete Luther an dem Kirchen- gesangsbuche weiter. Immer weitere Kreise regte er zum Mitschaffen an; immer umfangreicher wurden die von Wittenberg ausgehenden Gesangbücher. In anderen Städten wurden die Wittenberger Gesangbücher nachgedruckt. Ein Jahr vor seinem Tode gab Luther das Gesangbuch noch einmal neu heraus. Aus den acht Liedern des ersten Büchleins waren 128 geworden. . . .

150 Jahre später zählte man 40 000 Lieder, dazu 500 Liederdichter!

Unser heutiges Gesangbuch enthält über ein halbes Tausend Lieder. . . . Diese Zahlen berichten von dem Siegeslauf des deutschen Kirchenliedes.

„Muttersprache, Mutterlaut,  
die so wonnesam, so traut!  
Erstes Wort, das mir erschallet,  
süßes, erstes Liebeswort!  
Erster Ton, den ich gesallet,  
klingest ewig in mir fort!“ . . .

Von dieser Wirkung der Muttersprache wußte Luther. . . . Er brachte die Laute rechtsgültig in die Kirche; er schenkte dem deutschen Volke ein kostbares Gut: das deutsche Kirchenlied.  
Margarete Nachtigal.

## Aus aller Welt.

**Ein Vulkanausbruch vor 2500 Jahren.** Aus neueren Forschungen ergibt sich, daß der Götterberg in Kamerun, ein angeblich erloschener Vulkan, schon im Altertum während eines seiner Ausbrüche von Karthagern gesichtet und kurz beschrieben worden ist. Im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt unternahm der karthagische Feldherr Hanno eine Umschiffung Afrikas und berichtete darüber in einem Buch, das in griechischer Sprache unter dem Titel „Periplus“ auf uns gekommen ist. Er sagt darin unter anderem, man habe einen riesigen Berg erblickt, der „Götterwagen“ genannt werde und von dessen Gipfel eine Feuersäule bis zum Himmel aufgestiegen sei, während glühende Ströme sich zum Meere heranwälzten. Man hat nun viel darüber gestritten, welcher Berg hier gemeint sein könne. Der mächtige Gipfel des Kamerungebirges wurde von einigen genannt, und da man diesen Berg für einen längst erloschenen Vulkan hielt, versuchte man, die von Hanno geschilderte Erscheinung durch Wald- oder Grasbrände zu erklären. Nach den überzeugenden Ausführungen moderner Forscher kann es sich jedoch nur um einen wirklichen Ausbruch gehandelt haben. Denn es ist neuerdings erwiesen worden, daß der Kamerunberg noch vulkanisch tätig ist. Die Eingeborenen nennen ihn ja auch Götterberg, was an den von Hanno mitgeteilten, vielleicht in der griechischen Fassung ungenau wiedergegebenen Namen „Götterwagen“ erinnert. Eingeborene bleiben dem Gipfel auch heute noch fern, weil sie glauben, daß er von Dämonen bevölkert ist.

**Nicht der einzige.** Friedrich Althoff, bekannt durch sein Wirken im preussischen Kultusministerium, hatte die Angewohnheit, viel zu versprechen und wenig zu halten. — Wieder einmal hatte er eine Professur vergeben, doch nicht an den, dem sie schon seit langem versprochen war. Bestürzt eilte daher der übersehene Dozent zu Althoff: „Aber Herr Geheimrat, die Stelle war mir doch fest zugesagt worden?“ — „Das schon; aber glauben Sie denn, Herr Dozent, daß Sie der einzige waren, dem ich die Professur zugesagt hatte?“ war die zwar richtige, für den jungen Dozenten aber wenig erfreuliche Antwort des Alten.

**Unfreiwilliger Humor!** Am schwarzen Bekanntmachungs- brett einer kleinen Gemeinde war unlängst folgender Anschlag zu lesen. „Anlässlich der häufigen Brandfälle in letzter Zeit weist der Herr Gemeindevorsteher erneut darauf hin, daß es streng verboten ist, das Vieh in den Ställen mit Dicht oder offenen Laternen zu füttern!“

## Fröhliche Ecke.

**Unbewusste Grobheit.** „— du, ich hieß früher Däse, dann habe ich den Namen gewechselt.“ — „So-o? Na, der Name tut ja nichts zur Sache; man bleibt trotzdem derselbe!“

**Der Beweis.** Paul ist in Urula recht verlobt. Auf dem Wege zu ihr trifft er ihren kleinen Bruder. — „Herr Paul, meine Schwester weiß schon, daß Sie kommen.“ — „Ja?“ fragt bloß der Aushelfer. — „Sicher, sie ist eben fortgegangen.“